

eben von der Stadt Schluckenau ausgelöst worden war. Dieses Telegramm war aber von der österreichischen Regierung angehalten und unterdrückt worden. Die Bittsteller kamen nun, daß wir es publik machen möchten. Bei uns freilich war das nicht weniger schwierig als drüben. Bei der Strenge der Zensur, die damals waltete, war es kaum möglich, das Schreiben irgendwo laut werden zu lassen. Es ist mir schließlich gelungen, es in der „Vossischen Zeitung“ zu veröffentlichen, doch sollte das Vorgehen der Stadt Schluckenau noch ein Nachspiel haben. Genau zwei Monate später, am 5. Juni, ging beim Stadtrat in Schluckenau folgendes Schreiben vom k. k. Ministerium des Innern ein:

„Laut einer, dem k. k. Ministerium des Innern zu gekommenen Mitteilung der Ministerialkommission im k. u. k. Kriegsministerium wurde ein am 4. April 1918 vom Stadtrat in Schluckenau beim Postamt in Schluckenau unter Nr. 68 aufgegebenes, an Se. Majestät Kaiser Wilhelm in Berlin adressiertes Telegramm nachstehenden Wortlautes inhibiert: (folgt Wortlaut des Telegramms). Über Antrag des k. k. Ministeriums des Innern vom 15. April 1918 8231 M. J. und des k. k. Statthaltereipräsidentiums in Prag vom 24. April 1918 Zl. 12. 807 wird der Stadtrat zu Schluckenau hiermit aufgefordert, wegen dieses unzulässigen Vorgehens binnen acht Tagen anher sich zu rechtfertigen und gleichzeitig zu berichten, über wessen Antrag dieses Telegramm beschlossen und abgefaßt wurde. Ferner ist ein diesbezüglicher Auszug aus dem Sitzungs-Protokoll des Stadtrates in Schluckenau über jene Stadtratsitzung, in welcher die Absendung obigen Telegramms beschlossen wurde, dem Bericht anzuschließen. Der k. k. Amtsleiter: Dr. Possig m. p.“

Wie das Disziplinarverfahren, welches somit das Ministerium gegen den Stadtrat angestrengt hatte, ausgelaufen ist, weiß ich nicht. Jedenfalls sahen die Stadträte dem Verfahren, wie sie mitteilten, in dem Bewußtsein entgegen, alle gesetzmäßigen Schritte unternommen zu haben, um Abhilfe zu schaffen. Sie erklärten — und das ist das Beachtliche dabei — daß kein eigentlicher Mangel an Nahrungsmitteln herrsche, sondern daß es nur an hinlänglicher Organisation fehle. Der Mangel an gerechter Organisation, das war die Ursache der Not in den böhmischen Grenzorten. Während nämlich in den deutschen Gemeinden bitterstes Elend herrschte, lebte man in den tschechischen Orten im Überfluß. Es gab damals auch Deutsch-Österreicher, die, anstatt über die Grenze zu uns zu kommen, bei den Tschechen ihres Vaterlandes an die Türen klopfen. Gewiß, man half den armen Deutschen, aber wie! Er konnte alles bekommen, was er an Nahrungsmitteln brauchte, aber man beutelte ihn dabei gründlich aus. Während wir unterm böhmischen Bruder gern eine Hocke Kartoffeln mit auf den Weg gaben, wenn wir nur irgend konnten, nahm ihm der Tscheche Kilo für Kilo sechs bis acht Kronen ab. Ähnlich stand es mit anderen Lebensmitteln. Und wenn der Deutsche kein Geld hatte, mußte er das Beste von seinem Besitz dafür hergeben. Es sind um jene Zeit Unmengen von Wäsche, Kleidungsstücken, Einrichtungsgegenständen und dergleichen, die hier oft vom Vater und Großvater her in alten Truhen aufbewahrt und hochgehalten worden waren, nach Tschechien gewandert, wo sie mit einem Pappenstiel angerechnet und mit Hohnlächeln angenommen wurden. Es gab auch eine Zeit, wo die Tschechen Nahrungsmittel gegen Schußwaffen abgaben, und das war eine ernste Zeit, auch für uns diesseits der Grenze, denn in jenen Tagen sprach man lebhaft und allen Ernstes von einer Befreiung der Lausitz durch die Tschechen. Kurzum, in Tschechien gab es Unmengen von Lebensmitteln. Während in Deutschböhmen den Landwirten durch rücksichtsloseste Requisitionen alles weggenommen wurde, waren die Tschechen in der Lage, täglich mehrere Waggons zu Wucherpreisen ganz öffentlich unter den Augen abzugeben. Heute liegen die Verhältnisse nicht besser, vielleicht noch übler. Doch davon später!

Um die Wende Oktober-November des Entscheidungsjahres 1918 war es.

Der Postmeister des Grenzortes Warnsdorf sitzt im Amtsräum und erwartet die deutsche Abendpost. Sie läßt heute auf sich warten. Der Zug muß außergewöhnlich große Verspätung haben! Er sieht zum Fenster hinaus. Weiber und Kinder mit Säcken und Wagen drängen sich um einen Eisenbahnwagen nach Kohlen. Draußen

hebt es zu dunkeln an. „Der Bahnverkehr von Sachsen nach Böhmen ist eingestellt!“ Die Postgehilfen sind mit leeren Wagen und leeren Säcken zurückgekehrt. Der Postmeister springt auf: „Was heißt eingestellt? Vorübergehend? Wie lange? Was ist vorgefallen?“ Sie wissen keinen anderen Bescheid als den eben bekundeten. Draußen wird Lärmen laut, die Weiber und Kinder schelten. Mit leeren Wagen und leeren Säcken müssen auch sie heimkehren. Die sächsische Eisenbahnverwaltung holt das gesamte Eisenbahnmateriale hinüber nach den sächsischen Grenzorten; alle Wagen, gleichgültig ob beladen, leer oder halbleer. Die Arbeiter müssen die Schaufeln weglegen, weil man ihnen die Wagen unter den Händen wegfährt. Das geht alles Hals über Kopf. Die unbegreifliche Hast, mit der die Dinge sich so wenden, erregt alle Gemüter. Was ist geschehen? Was wird kommen? Niemand weiß etwas, nicht die Militärstation, nicht die Bahnverwaltung, noch die Bürgermeisterei. Alarmierende Gerüchte laufen durch den Ort. Jeder glaubt sie und glaubt sie doch nicht. Die Augusttage von 1914 scheinen wiederkehren zu wollen, freilich in ganz anderem Gewande. Der Telegraph beginnt zu spielen. Hastig eilt der Postmeister zum Apparat. Blaue Striche reihen sich auf weißem Streifen zu langer Kette — harmlos aussehende Striche und Punkte. Der Alte zieht die Brauen hoch. — Das Zirkulartelegramm der heute proklamierten tschecho-slowakischen Regierung! Striche und Punkte in großer Zahl! — — das Amt — — zu — — übergeben!“ Mit raschem Griff stellt der Postmeister den Apparat ab, noch ehe er mit seinen Zeichen zu Ende. „Übergeben? Nur heute nicht mehr!“

Und ein zweites Bild vom gleichen Tage!

Der Morgenzug nach Böhmen hinein ist gestopft voll. In den Abteilen stehen und sitzen die Leute dicht beisammen und besprechen erregt die politischen Fragen des Tages. Hier an der Grenze haben die Ereignisse von jenseits der Pfähle höheres Interesse als anderswo im Reiche. Man verfolgt sie mit höchster Spannung und verknüpft sie mit dem eigenen Schicksal und dem der heimischen Scholle. Österreicher sind darunter. Sie kehren von der Front in die Heimat zurück. „Auf unbestimmte Zeit beurlaubt“, steht in ihren Pässen, „entlassen“ sagen sie. Am Fenster lehnt ein alter Landstürmer, einförmig und stumpf bläst er Wolken aus seiner Pfeife und sieht teilnahmslos in den Tag, der sich draußen aus dem Nebel schält. Deutsche Feldgrauen mit Stahlhelm und Tornister reifen zur Front. Neben mir steht ein österreichischer Korporal, Mitte der Dreißiger. Er berichtet von seiner Reise. Je näher er der Heimat kommt, desto trüber wird sein Sinn. Rumburg ist sein Ziel, von dort war er zum Kriege fortgegangen. Ob er froh sei, daß er nun endlich heim könne, fragte man ihn.

„Ja und nein,“ gibt er zur Antwort.

„Wie wirds z' Haus ausschauen?“ Er greift nach seiner Feldmütze und entfernt die Kokarde.

„Die dürfen s' nit schauen, d' Tschechen,“ wendet er sich zum Kameraden am Fenster, „hernach nehmen s' uns mit Gewalt.“

Im Felde hätten die Kameraden rote Bänder darüber gezogen, setzt er hinzu. Ich bitte ihn, mich die Kokarde näher betrachten zu lassen, und er gibt sie mir und sagt dabei, sie sei noch vom alten Kaiser Franz.

„Schauen S'!“

Ich lese die Buchstaben „F. J. J.“

„Und den Adler aufm Umschwung dürfen s' halt a nit schau,“ wendet er sich wieder zum Kameraden am Fenster und entfernt das Koppelschloß mit dem Doppeladler. „Denn das Östreich wolln s' nit mehr gelten lassen, d' Tschechen.“

Ich will ihm die Kokarde zurückgeben. Er wehrt ab.

„Die sollen S' b'halten.“ Und in kindlich bittendem Tone fügt er hinzu: „Aber in Ehren halten soll S'! S' ist vom alten Franzel.“

So sing es an.

Die Tschechisierung Deutschböhmens ist seit jenen Tagen planmäßig betrieben worden und weiter und weiter fortgeschritten. Da hielt es mich nicht länger mehr im Hause. Jeder Tag brachte Nachrichten herüber, daß das Deutschtum auch in unserer böhmischen Lausitz mehr und mehr eingeengt und bedroht werde und die Tschechen sich immer kühner als die Herren des alten deutschen Bodens zeigten. Ich wollte hinüber und sehen, wie es drüben stehe, drüben in dem lieben Lande, dem ich so unvergeßliche Tage